

»Sich einen schönen Körper geben« Überlegungen zur sozialwissen- schaftlichen Körperforschung

Ingrid Getreuer-Kargl (Universität Wien)

Körper – was fällt Ihnen spontan ein, wenn Sie das Wort Körper hören? Denken Sie an Ihren eigenen Körper, vielleicht an die verspannten Schultern, die Sie gerade schmerzen? An sportliche Körper, weil Sie gerne Sport betreiben oder schlechten Gewissens eben nicht betreiben? An schöne Körper, wie sie sich Ihnen unlängst aus einer Illustrierten oder von einer Plakatwand zugewandt haben? Oder assoziieren Sie damit den medizinisierten Körper aus den Diskursen über Gehirntod, Organspende und künstliche Reproduktionsmethoden? Auch nicht? Vielleicht sind Ihnen männliche und weibliche Körper und die scharfe oder gerade unscharfe Grenzziehung zwischen den beiden in den Sinn gekommen? Virtuelle Körper? Gesunde Körper? Kommerzialiserte Körper? Sexuelle Körper? Kolonialisierte Körper? Nichts von alledem, weit gefehlt: Sie denken bei Körper zuallererst an ein geometrisches Gebilde oder physikalisches Objekt?

„Körper“ eröffnet eine schier unüberschaubare Bandbreite an Ausgangspunkten und Anknüpfungsmöglichkeiten. Selbst wenn wir die letzte der genannten Antworten streichen, verbleibt eine breite Palette als potentieller Gegenstand japanologisch-sozialwissenschaftlicher Betrachtung. Das Adjektiv „japanologisch“ schränkt nur empirisch ein, nicht theoretisch. Mit einer Festlegung auf „sozialwissenschaftliche Forschung“ deklarieren wir, von welchem Standort aus die Überlegungen angestellt werden sollen, für eine Reduzierung der oben genannten Vielfalt eignet auch sie sich nicht.

Japanische Literatur zum Körper

Vielleicht hilft ein Blick darauf weiter, was andere zu diesem Thema gedacht und geschrieben haben? Internet sei Dank, vom Schreibtisch aus läßt sich bequem recherchieren, welche Bücher in japanischer Sprache derzeit im Buchhandel erhältlich sind oder welche Werke eine Universitätsbibliothek katalogisiert hat. Die Suche bei amazon.co.jp ergibt 601 Einträge unter *shintai*, zu viele, um sie alle durchzusehen. Unter dem wissenschaftlicheren Begriff *shintairon*

sind es überschaubare 36. Neben literaturwissenschaftlichen Studien wie Yôrô Takeshis „Literaturgeschichte des Körpers“ (*Shintai no bungakushi*, 2000) oder Watanabe Taekos „Todesparadies ohne Frauen. Der Körper des gemeinsamen Opfers Yukio Mishima“ (*Onna no inai shi no rakuen. Kyôgi no shintai Mishima Yukio*, 1997) stehen philosophische: „Lebenssicht und Körperdiskurs im Taoismus“ (*Dôkyô no seimeikan to shintairon*, 2000) oder (populär-)medizinische wie „Die Philosophie des Pflegens“ (*Kango suru koto no tetsugaku. Kango rinshô no shintai kankeiron*, 1996) und „Empfehlung zur sportlichen Betätigung von Leuten über Vierzig“ (*40-sai kara no undô no susume. Shintai fukushiron*, 2000). Neben diesen und zahlreichen Werken mit wenig aussagekräftigen Titeln bleibt eine Handvoll Bücher übrig, die vielversprechend klingen: „Das Körperempfinden wiedererlangen. Die Wiedergeburt der Hüft- und Bauchkultur“ von Saitô Takashi (*Shintai kankaku o torimodosu. Hara-koshi-bunka no saisei*, 2000) zählt ebenso dazu wie „Körperdiskurs des Geruchs. Körpergeruch und das Streben nach Geruchlosigkeit,“ (*Nioi no shintairon. Taishû to mushû shikô*, 1998) oder die beiden etwas älteren „Die Semiologie von Körper und Ort“ (*Shintai to basho no kigôron*, 1993) und „Die zwischenmenschlichen Beziehungen der Japaner. Die Weisheit von Seele und Körper“ (*Nihonjin no ningen kankei. Kokoro to shintai no chie*, 1992). Dennoch, überwältigend ist diese Ausbeute nicht. Vielleicht bietet die Waseda-Bibliothek mehr?

Eine Recherche im Online-Katalog der Waseda Universität nach japanischen Druckwerken mit den Stichwörtern *karada* oder *shintai* ergibt 656 Treffer für den Zeitraum 1990 bis heute. Ich beschränke den Suchzeitraum auf die Erscheinungsjahre 1999 bis 2001 und finde einigermaßen überschaubare 148 Einträge. Knapp ein Zehntel, darunter 3 Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen, weckt meine Neugierde und ich markiere sie zur Weiterverfolgung. Die meisten Werke jedoch fallen in die Kategorien Sport (27 Titel), Medizin (22) und „Ratgeber“ (26); abgeschlagen folgen Philosophie (9), Psychologie (7)

und Literatur. 14 Bücher machen bereits durch den Titel klar, daß kein Japanbezug gegeben ist, und der Rest verteilt sich auf Kunst, Linguistik, Ökologie, Ernährung, Kognitionswissenschaften und Mutter-Kind-Schutz. Erstaunliche 25 Titel beinhalten eine explizite Körper-Geist/Seele-Gegenüberstellung oder -Parallelisierung, was die oft aufgestellte Behauptung von der holistischeren östlichen Denkweise, die im Gegensatz zum Westen die Welt nicht in Dichotomien ordnet, Lügen zu strafen scheint. – Aber hier ist nicht der Ort, um diesen Stereotypisierungen nachzugehen.

Trotz des beachtlichen Angebots an Literatur zum Körper bleibe ich etwas unbefriedigt zurück. Das, was mich in erster Linie interessiert, scheint ein peripheres Thema zu sein. Ist nicht der menschliche Körper die Schnittstelle zwischen dem Einzelnen und der Gesellschaft? Ist nicht Kommunikation, die Vorbedingung aller zwischenmenschlichen Aktivitäten, immer noch und trotz virtueller Internet-Welten, körpergebunden? Die Wissenschaft mag schier Unglaubliches leisten, wenn sie Geräte und Techniken entwickelt, die völlig gelähmten Personen erlauben, allein durch ihre Hirnströme einen Cursor zu bewegen, wie jüngst in einer Wissenschaftssendung im Radio zu hören war. Allein, auch das Internet mag nicht auf Körpersymbole wie die Hand verzichten, die den Benutzern suggeriert, sie könnten direkt auf das unter der Bildschirmoberfläche Verborgene zugreifen; und weder Konferenzschaltung bei den modernen Telefonen noch die im Computer angesiedelten Chat-Rooms haben das Bedürfnis nach direkten Treffen etwa zur Vorbereitung von Konferenzen oder Publikationen verringert. Über die Gründe kann spekuliert werden, doch zwei scheinen mir grundlegend: der eine besteht in der unterschiedlichen Zeitorganisation von direkt-körperlicher Kommunikation und technisiertem Informationsaustausch, der andere in der eklatanten Reduktion von Information, die die technischen Medien bedingen.

Insgesamt 13 Titel, das oben genannte knappe Zehntel der Werke zum Thema Körper, klingen aus dieser Perspektive aufschlußreich. Drei davon sind Übersetzungen, von Ann M. Halls *Feminism and sporting bodies*, Jean-Claude Kaufmanns *Corps de femmes, regards d'hommes* und Beatrice Fontanelles *Corsets et soutiens-gorge*. Auf die verbleibenden zehn Werke möchte ich nun einen näheren Blick werfen, und zwar (mangels Verfügbarkeit der physischen Werke) auf die virtuellen Klappentexte und Inhaltsverzeichnisse auf den Webseiten von amazon.co.jp oder bookweb.kinokuniya.co.jp.

Hinter dem Titel „Modernes Leben und Soziologie. Konsumierende Körper und Zeit“ (*Gendai no seikatsu to shakaigaku. Shôhi surushintai to jikan*, 2000) verbirgt sich eine allgemeine Einführung in die Soziologie, die sich nur in Kapitel 6, „Sozialer Körper und Gesundheit/Sport“, tatsächlich auf den Körper bezieht. Zwei weitere Werke sind dem „Mainstream“ der Körperforschung, nämlich der *bioscience* im weiteren Sinn, zuzuordnen. In „Das Gedächtnis des Körpers“ (*Karada no kioku*, 2001) setzt sich der Schriftsteller und Kritiker Fuse Hideto mit der Gestalt des weiblichen (und männlichen) Körpers auseinander, dem Klonen von Menschen, dem Wunder des Gehirns oder dem Verhältnis von Eingeweiden und dem Geist (*kokoro*), und er fragt, ob bestimmte Föten und der Leichnam „Dinge“ sind oder ob im Körper das Gedächtnis der Evolution gespeichert ist. Yamauchi Toshios „Grenzen des Geschlechts. Geschlecht des Körpers, Geschlecht der Seele“ (*Sei no kyôkai. Karada no sei to kokoro no sei*, 2000) erklärt ausführlich, was unter Geschlechtsunterschieden zu verstehen ist, um anschließend etwas cursorisch darzulegen, worunter Personen mit Geschlechtsidentitätsstörungen leiden, wofür es sich bei diesem Syndrom handelt und wie in diesem Zusammenhang die erste Geschlechtsumwandlung in Japan zu sehen ist.

Die Liste schrumpft, auch ein weiteres Buch trifft nicht mein Körper-Interesse. Das Anliegen von Saitô Takashi von der Meiji-Universität ist Körperkultur. In seinem Ratgeber mit historisch-anthropologischem Anstrich „Das Körperempfinden wiedererlangen. Die Wiedergeburt der Hüft-Bauch-Kultur“ (*Shintai kankaku o torimodosu. Hara-koshi bunka no saisei*, 2000) ruft er zu einer Wiederbelebung der traditionellen japanischen Körperkultur auf. Die Japaner hätten im 20. Jahrhundert den Körper vernachlässigt und ihre Haltung zum Leben aus den Augen verloren. In der Hüft-Bauch-Kultur sieht er den Drehpunkt der Körperkultur, und er plädiert für eine Wiederbelebung von *kata* (Form) als Bewegungsprogramm und *gi* (Technik) als exquisiter Bewegungsnorm, um das verlorengegangene Körpergefühl wiederherzustellen.

Drei Titel führen „Macht“ explizit oder implizit im Titel; und Macht und Hierarchieverhältnisse, ausgeübt auf und durch den Körper, empfunden und ausgedrückt durch ihn, stehen im Zentrum meiner Fragestellung. In einem Sammelband aus dem Verlag der Universität Tokyo, „Das implodierende Wissen. Neue Verknüpfungen von Körper, Sprache und Macht“ (*Naiha suru chi.shintai, kotoba, kenryoku o aminaosu*, 2000), hinterfragen Wissenschaftler ihre unter-

schiedlichen Disziplinen. Ausgehend vom modernen Wissen, das „implodiert“, sich windet und gärt und neue Gestalt annimmt, loten sie die Grenzen des Wissens aus. Inwieweit geht es hier um Körper und Macht und nicht nur um Wissen? Ich beschließe, mir dieses Werk anzuschaffen und nachzulesen. Beim nächsten zögere ich mit dem Ankauf. Der aus der theoretischen Soziologie kommende Watari Akeshi untersucht Alltäglichkeit und die Auswirkungen der Macht in der heutigen Gesellschaft, und schon das Inhaltsverzeichnis läßt sich ohne gute Kenntnis der japanischen Übersetzung Foucault'scher Terminologie nicht befriedigend entschlüsseln; jedenfalls gibt „Körper, Medien, Macht“ (*Shintai media kenryoku*, 2001) einen Überblick über die Zusammenhänge von Körper und Medien bzw. Macht und der Genealogie von Medien, bevor – ausgehend von Foucaults Analyse der Macht – den Zeichen der Macht und dem Disput um Realität nachgespürt wird. Das dritte Werk mit Machtbezug untersucht eine historische Periode, in der die Regierenden der Produktion von Humanressourcen für den Krieg große Bedeutung zumaßen und sich daher intensiv des Körpers annahmen. Der Historiker Fujino Yutaka untersucht in „Die erzwungene Gesundheit. Leben und Körper unter dem japanischen Faschismus“ (*Kyōsei sareta kenkō. Nihon fashizumuka no seimei to shintai*, 2000) das Verhältnis von japanischem Faschismus zu Körper und Gesundheit sowie die Anleihen, die dabei in Deutschland und Italien gemacht wurden.

Ein Titel, der neugierig, aber nicht klug macht, ist „Körper und Vergnügungen, die sich kreuzen. Eine Kultursoziologie der Mehrdeutigkeit“ (*Kōsa suru shintai to asobi. Aimaia no bunkashakai-gaku*, 2001). Matsuda Keiji, seines Zeichens Sportsoziologe, geht darin der Realität der Körpers nach. Der Körper, der seit der Moderne ernst zu sein hat, hält durch die Einführung des Vergnügens eine prekäre Balance der Mehrdeutigkeit aufrecht: Unter diesem Aspekt untersucht er den Alltag der Popkultur, wo sich Körper und Vergnügen kreuzen. Die Körperlichkeit von Fernsehspielen oder das Vergnügen im Cyberspace kommen ebenso zur Sprache wie die Metapher Sport oder das Wunder Oberschul-Baseball. Auch mit diesen Angaben weiß ich nicht recht, ob dieses Werk für mich relevant ist. Mir geht es um die physischen Körper, das Interesse an den virtuellen – sei es im Internet oder in anderen Medien – kommt vielleicht später.

Bleiben letztlich zwei Werke, die sich mit dem Körper als sozialem Bedeutungsträger beschäftigen. Der Schriftsteller Ishii Masayuki, dessen Gesicht

selbst durch ein großes Muttermal verunstaltet ist, widmet sich in „Der herumirrende Körper. Mit schwankenden Körperbildern leben“ (*Mayoi no karada. Bodiimēji no yuragi to ikiru*, 2001) dem Zusammenhang von Schönheit und Häßlichkeit, die menschliche Gesichter und Körper schicksalhaft ausstrahlen, und Diskriminierung. Narumi Hiroshi von der Universität für Bildende Kunst in Kyoto betrachtet in „Fragende Mode. Körper, Bilder, Mode“ (*Toikakeru fashon. Shintai, imēji, Nihon*, 2001) kritisch die Mode. Um Mode und Körper geht es im ersten Teil: Mode und Postmoderne, die Maschinerie zur Erzeugung von Frauen oder Männlichkeit und Shopping als Ausstellungsstück; der zweite Teil beschäftigt sich mit Frauen-Bilder: warum Frauen zwei Körper haben – Modemagazine, Konsumorientierung und Feminismus, Psychoanalyse des Mode-Diskurses. Abschließend wird die japanische Mode unter dem Aspekt von Orientalisierung und dem Bild Japans in den westlichen Medien analysiert.

Die Ausbeute ist nicht überwältigend. Aber ich gebe mich nicht geschlagen, schließlich bleibt mir noch die vierteljährlich erscheinende kommentierte Bibliographie von Neuerscheinungen zur Frauen- und Geschlechterforschung *Uimenzu bukkusu. Women's Books*, und in der Geschlechterforschung ist der Körper ein zentrales Thema. „Es ist unbestreitbar, daß der Feminismus im wahrsten Sinne des Wortes ‚den Körper ausgebreitet‘ und hervorgezerrt und so viele Probleme erst ins Bewußtsein gerückt beziehungsweise Bewußtes zum Thema gemacht hat. Die sozialen Beziehungen, die solchen Prozessen und Sichtweisen zugrunde liegen, konvergieren in dem Ort, den wir als ‚Körper‘ bezeichnen, und darin liegt auch der Grund für die Wichtigkeit des Orts namens Körper für den Feminismus“, leitet Takahashi Sakino das Kapitel „Körper/lebender Körper und Feminismus“ in dem Sammelband „Feminismus“ ein (Takahashi 1999: 270).

Wirklich gibt es in *Women's Books* eine eigene Kategorie „Körper“ (*karada*) neben „Sexualität“ und „sexuelle Belästigung und Gewalt“. Ich blättere die Hefte der letzten Jahre durch – und stelle fest, daß ich im falschen Bereich gelandet bin. Ein Tagebuch einer Diät, diverse Ratgeber über den weiblichen Körper, Körper und Sexualität, Krankheiten im allgemeinen und Krebserkrankungen im besonderen, der Umgang mit Frauenkliniken und ein Verzeichnis von Ärztinnen für Frauen machen einen guten Teil der Eintragungen in dieser Rubrik aus. Einen zweiten Schwerpunkt bildet das Thema Schwangerschaft und Geburt: Werken zur staatlichen Politik betreffend Sexua-

lität und Reproduktion in Japan und weltweit oder Abtreibung in Amerika stehen (populär)medizinische Werke zu Gynäkologie, Physiologie der Schwangerschaft, Geburt und Menopause gegenüber, ergänzt durch Bücher über die Hebammen-Renaissance und die Debatte über männliche Hebammen und Gleichberechtigung. Ein wenig aus der Reihe fällt lediglich der Titel „Empfehlung für neue Körperarbeit“, in dem es um ein Körpererfahrungs-Training geht, das bewußtes Atmen, Haltung, Stehen und Gehen umfaßt und sich an Menschen richtet, die nach Selbstentfaltung durch den Körper (*bodywork*) streben.

Wo sollte ich sonst nachschauen? Sexualität, sexuelle Belästigung und Gewalt möchte ich ausklammern, weil es dazu eine Fülle von Arbeiten gibt und mich vor allem der ganz alltägliche Körper in ganz alltäglichen (öffentlichen) sozialen Situationen reizt. In der Rubrik „Feminismus, Frauenstudien, Männerstudien“ finde ich einen Sammelband zur „Sozialpsychologie des Schminkens“ (*Keshô kôdô no shakai-shinrigaku*, 2001), herausgegeben von Daibô Ikuo. Teil 3 des Bandes ist explizit dem Schminken als Kommunikation gewidmet, wozu auch Fragen der Selbstdarstellung und Identität zählen. Hier scheine ich endlich den richtigen Eintragungsort gefunden zu haben, aber meine weitere Suche bleibt erfolglos.

Am Nichibunken, dem International Research Center for Japanese Studies in Kyoto gab es doch vor kurzem ein Symposium über den Körper, erinnere ich mich. Kuriyama Shigehisa hat die Beiträge in *The imagination of the body and the history of bodily experience* (2001) zusammengefaßt. Das Inhaltsverzeichnis hält, was der Titel verspricht: Körperbilder stehen im Mittelpunkt des Interesses: Der Unterschied zwischen dem Körperinnen und Körperaußen, Vorstellungen vom Körperinneren in der Edo-Zeit, Probleme der Körperlichkeit in der japanischen Malelei, Vorstellung und Erfahrung des Körpers in edozeitlichen erotischen Drucken oder das geteilte Selbst in einem gegenwärtigen Manga sind die Beiträge, die sich auf Japan beziehen. Noch ein weiteres „Körperbuch“ mit vielversprechendem Titel ist mir vor einiger Zeit in die Hände gefallen: *Bodies of memory. Narratives of war in postwar Japanese culture, 1945–1970* (2000) von Igarashi Yoshikuni. Igarashi zufolge weist der Titel darauf hin, wie Japan sich nach dem Krieg seiner Vergangenheit erinnerte, nämlich in Form einer diskursiven Konstruktion von Erinnerungen durch Körper-Tropen [Körperbilder] (S.5). Was mit „Körper“ tatsächlich gemeint ist, läßt der Autor im Dunkeln. Man kann wohl annehmen,

daß die physischen menschlichen Körper gemeint sind, wenn er davon spricht, daß „die neue Allianz zwischen den Vereinigten Staaten und Japan durch Bilder von hygienischen, demokratischen Körpern“ ausgedrückt wurde und demgegenüber „kriegsversehrt Körper als Zeichen von Kriegserfahrungen nur insoweit in den diskursiven Raum im Nachkriegsjapan zugelassen wurden, als sie die offizielle Erzählung bestätigten“ (S.13–14). Wenige Zeilen weiter aber ist die Rede vom „gesunden Körper der Nation“, der im Verlauf der radikalen Transformation des kaiserlichen Japan zerteilt wurde: damit ist zweifellos ein metaphysischer Körper gemeint. Die Mehrdeutigkeit mag intendiert sein, der Verdacht freilich liegt nahe, daß der Verwendung im Sinne der vielschichtigen Alltagsbedeutung der Vorzug gegenüber den Mühen einer theoretisch-methodisch begründeten Definition gegeben wurde. Postmoderne Begriffsauflösung? Ich gestehe, daß ich Verständnisschwierigkeiten habe, wenn mir nicht erklärt wird, wie zentrale Begriffe zu verstehen sind, zumal dann, wenn sie in ihrer Alltagsbedeutung so vieldeutig sind wie „Körper“.

Allgemeine Überlegungen zu „Körper“ als Forschungsgegenstand ...

Hier ist ein Innehalten geboten. Lebende und tote, gesunde und kranke Körper, virtuelle, medizinisierte, sexuelle, sportliche, kommerzialisierte, ... Körper. Es gibt unzählige Attribute, durch die ich mein Interessensfeld festlegen kann, doch zunächst stellt sich die simple Frage: Was meine ich, wenn ich von „Körper“ spreche? Wie möchte ich den „Körper“ verstehen, den ich zu meinem – sozialwissenschaftlichen – Forschungsgegenstand machen will?

Ein „Körper“ ist für mich zunächst ganz banal der sichtbare, greifbare, hörbare, riechbare menschliche Körper. Dieser Körper ist etwas Gegebenes, mit dem ein Mensch zur Welt kommt, und gleichzeitig etwas Formbares. Geformt wird der Körper zunächst durch die Eltern und die Umwelt, wenn sie Fehlstellungen etwa des Bewegungsapparats korrigieren, zunehmend durch die Person selbst, durch die Lebensweise (einschließlich Sport oder Diät), die Lebenseinstellung (etwa gerade oder gebeugte Schultern oder die Art der Falten) und durch direkte Körpermanipulationen wie Schönheitsoperationen oder – im Extremfall – Geschlechtsumwandlungen. Über den Körper teilt ein Mensch seiner Umgebung nicht nur seinen Gemütszustand mit, sondern auch eine Fülle von sonstigen gesellschaftlich relevanten Informationen. Alter, Geschlecht und das, was mit dem verpönten

Wort „Rasse“ bezeichnet wird, werden durch „unwillkürliche Körpersignale“, die freilich durch Kleidung und Kosmetik modifiziert werden können, zum Ausdruck gebracht. Vielfältige andere Zeichen, besonders der Verhaltensstil, können als Indikator für Schichtzugehörigkeit gelesen werden. Diese Informationen sind wichtig, denn sie ermöglichen über eine erste Kategorisierung des Gegenübers hinaus überhaupt erst das eigene Handeln. Deshalb verunsichert es so, wenn wir etwa das Geschlecht einer Person nicht gleich feststellen können oder uns andere Anhaltspunkte dafür fehlen, ob wir nun vorsichtig, höflich, entspannt oder wie immer mit jemandem umgehen sollten. Da wir uns in aller Regel in der Gesellschaft nicht nackt, sondern den jeweiligen Ansprüchen des Ortes und Anlasses entsprechend gekleidet bewegen, vervollständigen Kleidung, Frisur und Schminke den gesellschaftlichen Körper. Der geformte Körper mit seinen Paraphernalia und Haltungen ist das Ausdrucksmittel des Selbst, das Mitteilungen über die eigene Person aussendet. Im täglichen Umgang miteinander dekodieren die anderen dann die willkürlich oder unwillkürlich ausgesandten Signale. Geschlecht, Alter und Rasse, aber auch Sozialstatus, wenn er betont zur Schau gestellt wird, werden im allgemeinen auf den ersten Blick wahrgenommen. Auf der Basis dieser Wahrnehmung wendet man dann „Stereotypen“ auf die verschiedenen Gruppen an, das heißt, man unterstellt ihnen bestimmte vermutlich typische Eigenschaften. Auf der letzten Stufe des Dekodierens reagiert man auf diese Stereotypen, man gibt eine verhaltensmäßige Antwort, denn die soziale Struktur schreibt bestimmte Beziehungsmuster vor, beispielsweise bei unterschiedlichem Alter und Geschlecht (vgl. Argyle 1996: 140–141).

Rangordnungen und andere Relationen werden bevorzugt über dynamische Zeichen ausverhandelt und festgelegt. Menschen, die einander begegnen oder miteinander kommunizieren, tun dies nicht in statischen Posen wie etwa auf Werbeplakaten oder in Zeitschriftenillustrationen. Sie bewegen sich und nehmen Raum ein. Diese kinesischen (auf Haltungen und Bewegungen bezogenen) und proxemischen (auf den Raum bezogenen) Verhaltensformen sind von Kindheit an erlernt und folgen festgelegten Regeln. Auszuweichen hat der Statusniedrigere, außer in bestimmten ritualisierten Situationen oder wenn der Statushöhere auf seinen Vorrang verzichtet. Unzählige Anleitungen zum Trainieren und Entziffern von „Körpersprache“ versprechen größeren Erfolg im Privat- und Berufsleben durch die bewußte Wahrnehmung und Manipulation dieser Signale.

Seine Verletzlichkeit, Schutzbedürftigkeit und Schmerzempfindlichkeit machen den Körper zur Geisel, mit der die Konformität der einzelnen Mitglieder einer Gesellschaft betrieben wird. Staatliche Sanktionen wie Freiheitsentzug in Gefängnissen und psychiatrischen Krankenhäusern oder gar die Todesstrafe ziehen nicht erst seit Foucault das wissenschaftliche Interesse auf sich. Physische Gewalt in ihren unterschiedlichsten Erscheinungsformen – von Gewalt in der Familie über Gewaltverbrechen bis hin zum Krieg – erfreuen sich eingehender Beachtung. Demgegenüber führen die subtilen Mechanismen, mit denen das alltägliche konforme Verhalten erreicht wird, ein Schattendasein. „Konform“ ist ein nicht ganz glückliches, nicht ganz passendes Adjektiv: schließlich gibt es kein klares Regelsystem, an dem das Verhalten gemessen wird. Meist handelt es sich um diffuse, widersprüchliche Erwartungen, die nur selten für die ganze Gesellschaft verbindlich, sondern eher beschränkt auf kleinere Untergruppen sind. Anerkennung und Zugehörigkeit oder Geringschätzung und Ablehnung erfolgen unauffällig, aber überaus wirksam.

... und zwei konkrete Beispiele aus Japan

Anhand zweier Beispiele möchte ich nun verdeutlichen, wie „Körper“ im Alltag als Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft fungiert. Das erste Beispiel bezieht sich auf die Körpermanipulationen junger Frauen und Mädchen, das zweite auf das unterschiedliche kinesische Verhalten von Frauen und Männern bzw. Mädchen und Buben.

Wer in den letzten Jahren Japan besucht hat, wird die Tendenz junger Männer bemerkt haben, ihrem Äußeren so große Aufmerksamkeit zuzuwenden, daß man sie als „weiblich“, wenn nicht gar „weibisch“ bezeichnen könnte. Auch die Art der Aufmerksamkeit (Schminken, lange Haare) kann als Femininisierung der männlichen japanischen Jugend interpretiert werden. In Zeitschriften grassiert(e) das „Kimutaku“-Syndrom, die Gestalt des „verweiblichten Mannes“, verkörpert von dem Sänger und Schauspieler Kimura Takuya, der zum Symbol eines sich wandelnden Geschlechterverhältnisses, in dem die Geschlechtergrenzen verschwinden, stilisiert wurde.

Doch stimmt das wirklich? Gleichen sich die Geschlechternormen und -schönheitsideale tatsächlich an? Zeitschriftenbilder stechen ins Auge und feminine junge Männer fallen auf, doch handelt es sich um ein Massenphänomen, das zu einer Veränderung der Geschlechterrollen führen wird? Statistiken

sprechen eine andere Sprache – wengleich damit nicht gesagt ist, daß sie die „richtigeren“ Informationen liefern. Das Schönheitsideal des Schlankseins mag auf beide Geschlechter zutreffen, doch wird es Mädchen und Frauen auf vielfältigere Art mitgeteilt. „Die Wertvorstellung, dünne Frauen seien schön, ist außerordentlich tief verwurzelt, und Mädchen lernen von Kind an, daß es einen Wert darstellt, dünn zu sein“, meint die Soziologin Asano Chie (Asano 1996: 5). Man braucht nur die Damenabteilung eines Modegeschäftes besuchen, um zu sehen, daß modische Mädchen und Frauen schlank sein müssen. Dieses Phänomen trifft übrigens nicht nur auf Japan zu.

Junge Männer in Japan mögen sich an dem Schönheitsideal „Schlanksein“ orientieren oder nicht, junge Frauen tun es jedenfalls in hohem Maß. Das Durchschnittsgewicht der 15- bis 25-jährigen hat in den letzten 30 Jahren ständig abgenommen. Der Kohlenhydrate-Konsum betrug 1990 nur mehr drei Viertel (72 %) des Werts von 1960, wie sich überhaupt die gesamte Kalorienzufuhr reduziert hat (Kayama 1997: 196). 80 % der jungen Frauen haben angeblich den Wunsch, abzunehmen; fast alle von ihnen haben eine gescheiterte Diät hinter sich, einige haben echte Krankheiten wie Magersucht oder Bulimie entwickelt (Nakajima 1993: 237). Schlanksein bezeichnet nicht nur ein ästhetisches Ideal, sondern birgt auch moralische Implikationen. Es bedeutet Disziplin beim Essen und Zügeln des Appetits in einer Gesellschaft, in der Essen jederzeit in jeder Qualität und Quantität verfügbar ist. Ein weibliches *tarento* mit großer Diät-Erfahrung brachte es auf einen einfachen Nenner: „Diät ist nicht nur einfach Abnehmen. Es ist, sich einen schönen Körper geben. Man könnte sagen, man bekommt dadurch die Kraft, selbst seinen eigenen Willen und Körper zu kontrollieren“ (Kayama 1997: 194). Die konkreten Auswirkungen der weiblichen Anstrengungen, dem Schlankheitsideal genüge zu tun, zeigen sich in einem Vergleich der Körpermaße von Buben und Mädchen bzw. jungen Männern und Frauen. In den knapp hundert Jahren von 1901 bis 1995 wurden Mädchen und Buben kontinuierlich größer und nahmen dementsprechend auch an Gewicht zu. Vor der Pubertät gibt es weder in der durchschnittlichen Körpergröße noch im durchschnittlichen Körpergewicht geschlechtsspezifische Unterschiede. Bis 1965 waren Mädchen umgelegt auf ihre Körpergröße (relatives Gewicht = Gewicht : Größe) etwa gleich schwer wie Buben, seither werden sie deutlich leichter. Noch augenfälliger ist die Veränderung bei den Neunzehnjährigen. 1935 und 1965 betrug das

relative Gewicht der Frauen rund 95 % des der Männer, seither sinkt es kontinuierlich: auf 90 % im Jahr 1980 und gar auf 83,2 % im Jahr 1995. Diese Unterschiede können nicht einfach durch biologische Unterschiede zwischen Männern und Frauen erklärt werden, vielmehr korrespondiert die sich öffnende Schwere im relativen Körpergewicht mit Praktiken der Körperdisziplinierung. Mädchen wünschen im allgemeinen, ihr Gewicht zu reduzieren, während Buben danach trachten zuzunehmen, um stärker zu werden.

Könnte es auch an solchen Praktiken liegen, daß die körperlichen Leistungen der Mädchen gegenüber jenen der Buben zwischen 10 und 15 Jahren drastisch absacken? Zweifellos spielt auch das Training eine große Rolle, wie der Spitzensport beweist. Dort scheinen 90 % das Maximum dessen zu sein, was Frauen im Vergleich zu Männern erreichen können; Schülerinnen über zehn Jahre erreichen gerade 70 bis 80 % der Leistung der Schüler. Frauen nutzen ihr körperliches Leistungspotential also nicht so gut aus wie Männer. Im *Women's Data Book* kann man sich mit der Analyse des Turnunterrichts in der Schule eine Erklärung für dieses Phänomen holen. Mädchen ist es oft unmöglich, einen bestimmten Sport zu betreiben; die körperlichen Fähigkeiten der Mädchen werden unzureichend entwickelt; der Sportunterricht ist ein Übungsfeld für geschlechtliche Rollenteilung: „die Schüler betreiben Sport und die Schülerinnen umsorgen sie“ (Kamei 1995: 156). Ob es wohl ein Zufall ist, daß der Kampf um Gleichberechtigung damit einhergeht, daß Frauen buchstäblich an Gewicht verlieren?

Das zweite Beispiel beleuchtet das nonverbale Verhalten der Geschlechter, genauer die Frage, wie Männer und Frauen mit ihrem Körper Raum in Anspruch nehmen. Schon 1979 hat die Fotografin Marianne Wex in dem Fotoband „*Weibliche*“ und „*männliche*“ *Körpersprache als Folge patriarchalischer Machtverhältnisse* eindrucksvoll darauf hingewiesen, daß Frauen beim Gehen, Sitzen und Stehen ihren Körper viel schmaler machen als Männer, und hat dies auf die patriarchale Gesellschaftsordnung zurückgeführt. Nun ist zwar der Terminus „Patriarchat“ wissenschaftlich obsolet geworden, nicht aber die dahinterstehende Vorstellung, daß durch körpersprachliches Verhalten neben individuellen auch strukturelle gesellschaftliche Beziehungen ausgedrückt werden. „Die Art und Weise, wie Individuen ihre eigenen Körper organisieren und wie Gruppen ihre Körper zueinander und miteinander organisieren, ist einerseits Ausdruck der sozialen Ordnung(en),

denen diese Individuen unterliegen, und zum anderen ein Instrument, mit dessen Hilfe Individuen soziale Ordnung zueinander und miteinander etablieren. Als Ausdruck von und Instrument für soziale Ordnung ist Körpersprache für Soziologen von Interesse“ (Begusch u.a. 1996: 86).

Auf welche Geschlechterordnung läßt das non-verbale Verhalten in der japanischen Öffentlichkeit schließen? Dieser Frage bin ich während eines Japanaufenthalts 1997/98 nachgegangen. Bei verschiedenen Gelegenheiten und Anlässen (Schul-Sportfest, Pfadfinderinnen-Treffen, Straßenfesten) aufgenommene Fotos mit stehenden, gehenden und sitzenden Menschen beiderlei Geschlechts und unterschiedlichsten Alters, bilden die Basis für meine Analyse. Die Erkenntnis, daß sich Japanerinnen insgesamt schmäler machen als ihre männlichen Landsleute, ist banal, bringt sie doch wenig mehr als die Bestätigung von Alltagseindrücken durch systematische Beobachtung. Zumal weist alle Literatur zu Körpersprache darauf hin, daß Frauen generell raumsparendere Haltungen einnehmen als Männer. Die Arme, besonders die Oberarme und Ellbogen, werden sowohl beim Stehen als auch beim Sitzen möglichst eng am Körper gehalten, auch bei Tätigkeiten, die Arme und Hände beanspruchen. Die Arme eng am Leib lassen den Eindruck einer schmalen, zusammengezogenen, „ellenbogenlosen“ Körperhaltung entstehen, die charakteristisch für Frauen ist. So und ähnlich der Tenor der Ergebnisse.

Gehen wir also noch einmal zurück zum Ausgangspunkt. Bereits während der Beobachtung war mir immer wieder aufgefallen, daß zwar die Sitzhaltung von Frauen deutlich enger war als die von Männern, daß aber beim Gehen und Stehen die Unterschiede nicht so ins Auge fielen. Was sehr auffällig war, war der Gegensatz zwischen den gespannten weiblichen und den lockeren männlichen Körpern. Die Betrachtung der Fotos bestätigte die Beobachtung: Frauen halten ihren Oberkörper beim Gehen gerade, so daß der Eindruck entsteht, die Gehbewegung fände bei der Hüfte ihr Ende, während sie sich bei Männern bis in die Schultern fortsetzt. Männer lassen ihren ganzen Körper mitschwingen, Frauen führen abgezielte Bewegungen aus.

Zwei Erklärungen bieten sich spontan an. Körperspannung, die andere Aspekte des Dominanz- bzw. Aggressionsverhaltens vermissen läßt, wird als Teil des (sexuellen) Werbeverhaltens gedeutet. Frauen, die sich ständig dem männlichen Blick und seiner kritischen Beurteilung ausgesetzt sehen, bemühen sich um möglichst vorteilhaft Selbstpräsentation, und

eine solche stellt das Werbeverhalten dar. Die andere Erklärung hängt mit der Disziplinierung von Körpern zusammen. Lockere, weiche Bewegungen bei Frauen werden oft als lasziv ausgelegt und es wird ihnen Aufforderungscharakter unterstellt. Anständige Frauen haben ihren Körper unter Kontrolle, sie haben ihn gebändigt. Übrigens ist nicht uninteressant, daß in der europäischen Geschichte der Körperdisziplinierung im Mittelalter der disziplinierte Körper als gesund, moralisch hochstehend und „adelig“ galt, während der ungebändigte Körper für den Kranken, Deviant und Außenseiter stand (Schnitzler 1996: 13–42). Eine Interpretation der weiblichen Körperanspannung könnte zusammenfassend dahingehen, daß „moralisch hochstehende“ Frauen ihren Körper und damit einhergehend vor allem ihre bedrohliche Sexualität unter Kontrolle halten. Die Doppelbotschaft liegt darin, daß auch Assoziationen mit dem Werbeverhalten geweckt werden, so daß sie den Männern gleichzeitig Bereitschaft signalisieren, so diese erwünscht sein sollte. (Meine ursprüngliche Interpretation, die Anspannung zeuge von einer Art verinnerlichtem Fluchtrefflex, also der ständigen unbewußten Bereitschaft, aus potentiell bedrohlichen oder unangenehmen Situationen zu fliehen, scheint mir zwar nicht ganz unplausibel, aber insgesamt weniger überzeugend.)

Auf den zweiten Blick ist auch das Phänomen der breiten bzw. engen Körperhaltungen nicht so uninteressant. Wie Birdwhistell schon hinsichtlich der sekundären Geschlechtsmerkmale festgestellt hat, sind auch die Körperbewegungen und -posen nicht in Form einer bimodalen Kurve, sondern in Form zweier weitgehend überlappender Glockenkurven verteilt (Birdwhistell 1970: 41). Die meisten Haltungen werden von Männern und Frauen, wenngleich in unterschiedlicher Häufigkeit, eingenommen, doch gibt es an beiden Enden des Spektrums typisch männliche bzw. weibliche Positionen. Bei einer typisch weiblichen Stellung werden die Füße parallel und ohne Zwischenraum nebeneinander gestellt, die Knie sind entweder gestreckt und eng aneinander, wahlweise kann eines leicht gebeugt sein, und die Oberarme werden eng am bis leicht vor dem Körper gehalten. Umgekehrt stellt der Mann in einer typisch männlichen Stellungen ein Bein in Schrittstellung nach vorne, die Füße sind schulterbreit geöffnet, und die Ellbogen werden zumindest leicht körperfern gehalten oder gar die Hände in die Hüften gestemmt. Selbstverständlich gibt es noch eine Reihe anderer Unterschiede, aber diese markantesten sollen hier genügen. Die breitere Beinstellung der Männer wird

oft mit der Erleichterung für die Geschlechtsorgane erklärt, was mir mäßig überzeugend dünkt, zumal die enge weibliche Beinstellung dadurch in keiner Weise erklärt wird. Kinder beiderlei Geschlechts zeigen bis zum Alter von etwa sieben Jahren sehr ähnliche und zwar eher ausladende Haltungen und Bewegungen. Benimm-Bücher aller Arten sehen ebenfalls sehr ähnliche korrekte Haltungen für Männer und Frauen vor, allerdings durchwegs ziemlich schmale.

Das heißt nichts anderes, als daß Buben und Mädchen ihre „natürlichen“ Bewegungen und Haltungen zu „gutem Benehmen“ disziplinieren lernen müssen. Im Alter von etwa zwölf Jahren dürfte die körpersprachliche Sozialisation weitgehend abgeschlossen sein. Mädchen haben sich ihre freien, ausladenden Bewegungen in der Öffentlichkeit abgewöhnt, während Buben demonstrativ breite Haltungen annehmen und ihre in der Kindheit üblichen, jetzt als „weibisch“ wahrgenommenen engen Stellungen abgelegt haben. Am ausgeprägtesten scheinen mir die Unterschiede, geradezu eine Polarisierung – was auch die bewußte Umkehrung und Ablehnung mit einschließt –, im jungen Erwachsenenalter zu sein, in jener Zeit, in der Erwachsenenrollen im Beruf übernommen werden und die Phase der intensiven Partnersuche begonnen hat. Männer verändern ihre in der Pubertät ausgeprägte Körpersprache bis ins Alter kaum mehr; Frauen weisen ab dem mittleren Erwachsenenalter und besonders im Alter eine stark individuelle Körpersprache von sehr weiblich bis eher männlich auf, die zudem mehr an die jeweilige Situation angepaßt wird als die der Männer.

Welche gesellschaftliche Ordnung können wir nun aus dem körpersprachlichen Verhalten herauslesen? Japan ist zweigeschlechtlich organisiert, und diese Ordnung wird den Körpern etwa ab Schuleintritt eingeschrieben. Die „natürlichen Haltungen“, die der Bewegung angemessen breit, aber nicht extrem ausladend sind, treten in Konflikt mit dem „höflichen Verhalten“, das schmal, aber nicht extrem eng ist. Mädchen werden unverhältnismäßig mehr zu diesem höflichen Verhalten angehalten, das für sie noch um den Faktor „Anmut“ angereichert wird, und lernen so höfliches Verhalten auch in Alltagssituationen anzuwenden. Buben hingegen bleiben in Alltagssituationen beim „natürlichen“ Verhalten. Es bildet sich eine „geschlechtstypische“ Körpersprache heraus: der männlichen breiten Imponierhaltung bei gleichzeitiger dominanter Entspannung entspricht die weibliche schmal-graziöse Haltung bei gespannter Subordination. Verhängnis-

vollerweise für Frauen korreliert die männliche Haltung wesentlich stärker mit der Demonstration von Kompetenz, während die weibliche Unsicherheit markiert. Die Nachteile in Beruf und Karriere liegen auf der Hand. Beim Übergang von der Kindes- zur Erwachsenenrolle wird die „geschlechtstypische“ Körpersprache entweder angenommen oder bewußt abgelehnt, später läßt sich bei Frauen eine große Diversifizierung beobachten. Mit anderen Worten, Männer bleiben im wesentlichen auf eine Rolle festgelegt, die es sich nebenbei kaum abzulegen lohnt, da es die dominantere ist. Frauen werden in eine untergeordnete Rolle gedrängt, die sie während der Reproduktionsphase weitgehend akzeptieren, um sie danach wieder in Frage zu stellen und nach Alternativen Ausschau zu halten.

Mit diesen zwei Beispielen, was uns Körper alles mitteilen und wie die gesellschaftliche Ordnung in sie eingeschrieben ist, möchte ich meinen Beitrag beenden. Haben Sie Lust auf mehr Körper bekommen? An Anschauungsmaterial mangelt es nicht, von der U-Bahn über den Supermarkt bis zum informellen Treffen gibt es tagtäglich unzählige Situationen, die es sich zu beobachten lohnt. Und vielleicht möchten Sie mir Ihre Beobachtungen (vorzugsweise natürlich die in Japan gemachten) mitteilen? Ich würde mich über Reaktionen freuen.

Literatur:

ARGYLE, Michael, *Körpersprache und Kommunikation*. Paderborn: Junfermann 1996.

ASANO Chie, *Onna wa naze yaseyô to suru no ka? Sesshoku shôgai to jendô* (Warum wollen Frauen abnehmen? Eßstörungen und Geschlecht). Tôkyô: Keisô Shobô 1996.

BEGUSCH, Helga u.a., *Körpersprache als Beobachtungskriterium sozialer Realität*. Wien: Institut für Soziologie der Universität Wien 1996.

BIRDWHISTELL, Ray L., *Kinesics and context. Essays on body motion communication*. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1970.

KAMEI Atsuko, „Taiiku, supôtsu ni miru seibetsu yakuwari“ (Geschlechtliche Rollenteilung in Leibeserziehung und Sport), Inoue/Ehara (Hg.) 1995:156

KAYAMA Rika, „Shônen, shôjo-tachi no ‚karada‘ no yukue“ (Der Verbleib des ‚Körpers‘ von jungen Burschen und Mädchen), in: *Kazoku to sei*. Tôkyô: Iwanami 1997, S.193–209

NAKAJIMA Azusa, „Daietto shôkôgun“ (Das Diät-Syndrom), *Feminizumu korekushon II. Sei, karada, bosei*. Tôkyô: Keisô Shobô 1993, S.228–258

SCHNITZLER, Norbert, „‚Vnformliche zeichen‘ und ‚freie Vngeberden‘. Zur Ikonographie der Schande in spätmittelalterlichen Passionsdarstellungen“, in Richard van Dülmen: *Körper-Geschichten. Studien zur historischen Kulturforschung*. Frankfurt/M.: Fischer, S.13–42

TAKAHASHI Sakino, „Shintai/seitai to feminizumu“, in: Ehara Yumiko und Kanei Yoshiko (Hg.): *Feminizumu*. Tôkyô: Shinyôsha 1997, S. 270–291.